

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 87 (1993)
Heft: 11

Artikel: Gespräche in Kuba
Autor: Florin, Mario
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gespräche in Kuba

Kuba hat derzeit in der Presse Konjunktur. Oft erhält man bei der Lektüre den Eindruck, die desolante wirtschaftliche Situation des Landes bereite den Schreibenden eine gewisse Genugtuung, beweise sie doch, dass eine sozialistische Planwirtschaft nicht überlebensfähig sei und der Traum von der menschlichen Solidarität unausweichlich in Elend und Knechtschaft führe. Das Fehlen echter demokratischer Strukturen und die nun über dreissigjährige Herrschaft Fidel Castros würden zeigen, dass es den Revolutionären immer nur darum gehe, selber an die Macht zu gelangen. Ärger über diese selbstzufriedene und von wenig Bemühen um Verständnis geprägte Kritik darf uns nicht dazu verleiten, sie nicht ernst zu nehmen, vor allem dann nicht, wenn wir aus Kuba ähnlich lautende Stimmen vernehmen.

M.F.

Ein Senkrechter: auf jede Frage eine Antwort

D. ist ein überzeugter Vertreter der *offiziellen Linie*. Bei unserer ersten Begegnung erzähle ich ihm von den Beobachtungen und Gedanken, die ich *als Tourist* machen kann:

«Was sich da mit dem Tourismus anbahnt, bereitet mir Sorgen. Wie in allen Ländern, in denen der Unterschied zwischen dem Lebensstandard der Touristen und demjenigen der Einheimischen gross ist, entstehen auch in Kuba Probleme. Was wird aus dem Kindern, die sich jetzt daran gewöhnen, um Chicklets oder um Geld zu betteln, wenn sie einmal erwachsen sind? Unübersehbar ist das Entstehen einer Zweiklassengesellschaft: Da gibt es eine Gruppe von Menschen, die die Möglichkeit haben, an Touristen und damit an Dollars heranzukommen, und da gibt es die andern, die das nicht können oder auch nicht wollen. Wird da nicht die Idee der Gleichheit unterwandert?»

«Wir sind uns», sagt D., «der Probleme, die der Tourismus mit sich bringt, durchaus bewusst, Fidel selbst hat in einer Rede darauf hingewiesen. Seit mit dem Zerfall der sozialistischen Staaten unser Aussen-

handel fast vollständig zusammengebrochen ist, sind wir noch viel mehr auf Devisen angewiesen als vorher. Die Förderung des Tourismus hat daher erste Priorität.»

«Wäre es denn», wende ich ein, «angesichts der enormen Probleme, die der Tourismus mit sich bringt, nicht auch möglich, das Gewicht vermehrt auf die Selbstversorgung zu legen, wie das der Plan alimentario (die kubanische «Anbauschlacht») ja versucht? Wenn ich an die Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften und an die Lebensmittelrationen denke, die Euch zustehen, frage ich mich, ob dieser Plan überhaupt greife.»

«Hast du nicht gesehen, wie auf jedem freien Flecken Land Gemüse angepflanzt wird? Wir bohren jetzt sogar auf unserer Insel nach Öl. Die Studentinnen und Studenten werden aufs Land geschickt, um bei der Ernte zu helfen.»

D. hat auf jede meiner Fragen eine Antwort, ist beschlagen und wartet mit Zahlen auf. Ich möchte eigentlich noch etwas tiefer bohren, doch da macht er nicht mehr mit; ein wirkliches Gespräch kommt nicht zustande.

An einem Samstagabend treffe ich D. mit seiner Freundin und einem befreundete-

ten Paar im Pico Blanco, dem einzigen Nachtlokal für Touristen, das Kubanern den Zutritt gestattet, wenn sie mit Dollars bezahlen können (obwohl der Besitz von Dollars zu jenem Zeitpunkt verboten ist). Im Pico Blanco ist es dunkel, nicht weil man Stimmung herstellen will, sondern weil man Strom sparen muss. Als D. mich in der Dunkelheit erkennt, bittet er mich sofort an seinen Tisch, schenkt mir Rum ein und stürzt auf mich los:

«Hast du die vielen Leute am Ersten Mai gesehen? War es nicht genau so, wie ich es dir vorausgesagt habe?»

«Doch, doch, ich habe noch nie so viele Menschen beisammen gesehen, aber ich habe mir sagen lassen, im Vergleich zu anderen Jahren seien es eher wenige gewesen.»

«Ja, das kommt daher, dass wir nicht mehr das Benzin haben, um die Leute aus der Provinz in die Hauptstadt zu fahren. Du musst wissen, dass all die Leute, die dieses Jahr nicht nach Havanna kommen konnten, in ihren Dörfern und Städten den Ersten Mai genauso gefeiert haben wie wir.»

Ich weiss nicht, was ich sagen soll; meine Erinnerung zeigt mir eine grosse Menschenmenge, die vor dem Denkmal José Martí vorbeidefiliert, die Stimmung aber scheint mir eher reserviert und erinnert mich sehr an einen Ersten Mai in Zürich. (Oder bin ich Opfer meines Vorurteils, habe ich einen «tropischen» Ersten Mai erwartet, mit Musik und Tanz?) Dass es Leute geben könnte, die keine Lust mehr haben, den Ersten Mai zu feiern, ist für D. kein Thema. Dieses Gespräch versandet wie das erste, meine Fragen und Einwände scheinen für ihn keiner Wirklichkeit zu entsprechen.

Unterdessen haben die beiden Männer auch die zweite Rumflasche leergetrunken, und es muss eine dritte her. Aber die Dollars sind aufgebraucht. D. verhandelt lange mit dem Kellner, ob er jetzt nicht eine Flasche in Pesos bezahlen könne. Es nützt alles nichts, der Kellner bleibt unerbittlich. Und ich frage mich: Wie lange hält auch ein senkrechter Kommunist diese *entwürdigende Situation* aus, im eigenen Land in der

Währung des Erzfeindes bezahlen zu müssen? Und wieso macht D. diese Demütigung nicht zum Thema? (Oder spricht er darüber nicht vor Ausländern?)

Mir kommt es vor, als ob D. über ein anderes Land spräche als dasjenige, das ich gesehen habe. Dass Kuba durchhalten werde, scheint für ihn ausser Diskussion zu stehen. Er hält sich an wirtschaftliche Erfolgsmeldungen und geht davon aus, dass es in diesem positiven Sinne weitergehen müsse. Sein Optimismus verträgt sich in keiner Weise mit meiner pessimistischen Einschätzung der Lage. Immerhin hat D. ein Leben in Kuba gelebt, ich ganze drei Wochen. Soll ich daraus schliessen, dass ich überhaupt nicht das Recht habe, zu anderen Schlüssen zu kommen als er? Dass es höchstens überheblich ist, Zweifel zu säen?

Andere Stimmen: doppelte Moral und Zweifel an sozialistischen Errungenschaften

Aber da ist zum Beispiel H., *Sprachlehrer*, Mitglied der Partei auch er:

«Bis vor kurzem habe ich an unseren Sozialismus geglaubt. Aber damit ist es jetzt vorbei, 34 Jahre Revolution und jetzt das. Seit über dreissig Jahren regiert Castro dieses Land – und wohin haben wir es gebracht?»

H. ist von Freunden ins Ausland eingeladen worden. Aber das Kollektiv der Kollegen an der Schule will ihn nicht ausreisen lassen; es fällt schwer, dies anders denn als Ausdruck von Neid zu verstehen. Er erhält die Bewilligung nicht; wie soll er da nicht bitter werden? H. ist nicht mehr bereit, der Sozialismus-oder-Tod-Parole zu folgen. Dafür zitiert er immer wieder kommentarlos den Slogan des kubanischen Fremdenverkehrsbüros: *Vien a vivir una tentación* (Komme nach Kuba, um eine Versuchung zu erleben).

M. ist *Kameramann beim Militärfilmdienst*, ein Profi, einer, dem sein Beruf Freude macht und der ihn mit Engagement betreibt. Er erzählt mir von seiner Arbeit:

«Für die Dreharbeiten an einem Spielfilm brauchte ich einen Kran. Weil ich ge-

nau weiss, dass das immer Umstände gibt, habe ich mich lange Zeit vorher im Magazin angemeldet, habe den Termin bekanntgegeben, an dem ich das Gerät benötigen würde, habe später nochmals nachgehakt. Der Kran sei neu und werde jetzt nicht ausgepackt, hiess es zuerst. Ich insistierte; am entsprechenden Tag war zwar der Kran da, es fehlte aber das Gegengewicht, so dass er nicht zu brauchen war. Wie kann ich da meinen Beruf ausüben?»

J. will sein *Velo reparieren* lassen und geht damit zu einer (staatlichen) Reparaturwerkstatt:

«Aber die Arbeiter sitzen bloss herum, sagen, sie könnten nicht arbeiten, weil die Ersatzteile fehlen. Also gehe ich zu einem Privaten, der mir sofort einen Kostenvorschlag macht. Er verfügt über die gesuchten Ersatzteile. Wie anders ist das möglich, als dass diese irgendwo gestohlen und weiterverkauft wurden?»

A. arbeitet bei einem *kubanischen Verlagshaus*, das Bücher für das Ausland herstellt. Er lebt mit seiner Frau, zwei Kindern und den Schwiegereltern in Havanna in einem gemeinsamen Haus. Im August treffe ich ihn in der Schweiz wieder, er hat die Gelegenheit, bei einer Branchenzeitschrift eine Schnupperlehre zu absolvieren.

«Die Schweiz kommt mir als Science-fiction vor», sagt er. «Du gehst zur Bushaltestelle, dort hängt ein Papier mit den Abfahrtszeiten, zur angegebenen Zeit erscheint der Bus. Dann nimmst du die Bahn, steigst vielleicht noch um und kommst rechtzeitig am Ziel an. Das Telefon funktioniert, der Fax funktioniert; die erhaltene Meldung legst du in den Scanner und zehn Minuten später hast du sie im Computer. Hier plant man seine Zeit auf einen Monat und mehr im voraus – unglaublich für einen Kubaner, der heute nicht wissen kann, was er morgen tun wird.»

Kürzlich hat A. seine Frau angerufen. Auf die Frage, wie es ihnen gehe, erhält er die Antwort: «Besser, als wenn du da bist, wir können jetzt deinen Anteil der *libreta* (Lebensmittelkarte) für uns verwenden...»

A. (und nicht nur er) erzählt mir, dass die *Lebensmittel* unterdessen so *knapp* gewor-

den sind, dass sie tagelang nichts als Reis und Bohnen essen müssen. Die knappe Fleischration gibt man den Kindern, damit diese genügend Eiweiss erhalten. «Wenigstens etwas Gutes hat diese Situation an sich», sagt er, «wir lernen den Wert des Essens wieder schätzen. Früher haben wir das restliche Brot einfach weggeworfen; jetzt sind wir froh, wenn wir überhaupt Brot erhalten.»

Immer wieder macht sich A. Gedanken zu Moral und Unmoral des kubanischen Alltags und stellt dabei auch sozialistische Grunderrungenschaften in Frage: «Die Tatsache, dass die Leistungen des Gesundheitswesens gratis sind, führt zu Missbrauch. Den Familienärzten traut man nur gerade die einfachsten Diagnosen und Behandlungen zu, wenn immer möglich geht man zum Spezialisten und verlangt eine optimale Behandlung. Und dann gibt es immer wieder jene Leute, die einen Bekannten haben, der einen Bekannten hat, der in der Klinik arbeitet und der über einen Kollegen dafür sorgen wird, dass man mir ein EKG oder eine Untersuchung mit Ultraschall macht. Das ist die kubanische Version des socialismo, der sociolismo (von socio: Kollege, Bekannter).»

Ich erzähle ihm von D. und frage, wie er an meiner Stelle reagiert hätte. Sein Seufzen drückt wohl aus, dass er solchen Leuten am liebsten aus dem Wege geht:

«Ich lasse nicht zu, dass man mit mir politische Arbeit macht; und wenn ich die Genossen nicht stoppen kann, stelle ich ihnen einige einfache Gegenfragen: <Was hast du gestern gegessen, was vorgestern? Wo hast du die Esswaren gekauft, was hast du dafür bezahlt? Und woher hast du die Jeans, die du da trägst?> Die Antworten, die sie mir geben müssen, zeigen sofort die Zerbrechlichkeit ihres Gebäudes. Sie müssen, wie alle andern Kubaner auch, auf dem Schwarzmarkt einkaufen; auch sie versuchen, zu Dollars zu kommen. Sie handeln genau gleich wie wir alle, vertreten dabei aber die Parteilinie. Was sie behaupten, stimmt nicht mit ihrer Handlungsweise überein, kurz: Sie haben eine doppelte Moral.»

A. empfindet die Zeit, die er beim Verlag arbeiten muss, als verlorene Lebenszeit; nichts funktioniert, unfähige, aber rechtgläubige Vorgesetzte machen ihm das Leben schwer. Er möchte mit einem Grafiker zusammen eine eigene Bude eröffnen, allerdings fehlen ihm dazu das Startkapital und die Erlaubnis. Er hält es für möglich, davon zu leben, sie müssten einfach besser und schneller sein als die staatlichen Betriebe, und das sei keine Hexerei. Das ist nun nicht gerade die Quintessenz des Sozialismus, wie ich ihn mir vorgestellt habe – aber ich muss die Argumente von A. ernst nehmen, auch da, wo seine Schlussfolgerungen nicht in mein Konzept passen; seine Intelligenz und seine Redlichkeit sind zu offensichtlich.

Eine ausweglose Pattsituation?

Ich habe Kuba mit dem Eindruck einer traurigen Hoffnungslosigkeit verlassen, sehe keinen Ausweg und frage mich, wie lange das noch so weitergehen kann. Die Misere im Versorgungs- und Verkehrswesen ist offensichtlich. Ebenso offensichtlich ist, dass die staatlich gelenkte Ökonomie von den Arbeitenden unter dem Zwang der Verhältnisse immer wieder unterlaufen wird (Beispiel Velowerkstatt). Es braucht wenig Phantasie für die Schlussfolgerung, dass eine Volkswirtschaft unter diesen Voraussetzungen nicht funktionieren kann. Damit drängt sich die Frage auf, ob der kubanische Sozialismus nur dank der Subventionen aus den ehemaligen COMECON-Staaten möglich war.

Zuhause lese ich im SPIEGEL (Nr. 24/1993) den bitteren Satz von *Jesús Díaz*: «Kuba erlebt eine Tragödie im ursprünglichen Sinn: ein Drama, das keine Lösung findet, sondern unaufhaltsam auf ein verhängnisvolles Ende zusteuert. Das Widernatürliche daran ist, dass die Kubaner stumm bleiben. Versessen sind sie einzig darauf, ihre tägliche Nahrung zu sichern; sie sind gelähmt durch die Schreckgespenster der Vergangenheit und die Angst vor einer Zukunft, die entgegen aller Vorhersagen noch schlimmer ausfallen könnte als

die höllische Gegenwart, in der sie ihr Leben fristen.» Mir scheint, dieser Satz gebe die Pattsituation, in der sich das Land befindet, gut wieder (wenn auch «höllische Gegenwart» kein angemessener Begriff für den gegenwärtigen Zustand ist).

Warum aber ist das Bild, das uns der *Exekutivsekretär des Ökumenischen Rates* gegeben hat (siehe das nachstehende Interview), so harmonisch und kritiklos? Ich vermute, der Ökumenische Rat als «Kirche im Sozialismus» habe sich für die Loyalität entschieden – aus Überzeugung, aber auch, weil er auf diese Weise am ehesten seine Ziele erreichen kann. Vielleicht auch verbietet es ein gewisser nationaler Stolz Herrn López, vor einer Gruppe von Fremden die internen Probleme auszubreiten. «Der Wein ist zwar sauer, aber er ist unser», sagt eine kubanische Redensart.

Warum leuchtet mir die *pessimistische Interpretation* mehr ein als die optimistische? Warum sind mir A. und die andern glaubhaftere Zeugen als D.? Sie machen die täglichen Probleme zum Gegenstand der Diskussion und decken sie nicht mit einem grösseren Diskurs zu. Sie sind bereit, über Widersprüche zu reden; die Gespräche mit ihnen greifen tiefer. Sie hören nicht an dem Punkt auf zu diskutieren, wo es für mich interessant wird. Hier kann ich zur Diskussion bringen, was mir auf dem Herzen liegt und was aus dem offiziellen Diskurs ausgeschlossen zu sein scheint. Hier ist es möglich, über die Konsequenzen zu sprechen, die eine hochgradig zentralisierte Planwirtschaft für die Arbeitsmoral hat, oder darüber, dass die US-amerikanische Blockade vielleicht doch nicht für alles verantwortlich gemacht werden kann. Und natürlich, je mehr ich von einer Person den Eindruck habe, sie sehe diese Probleme und verarbeite sie in ihrem Denken, umso glaubhafter erscheint sie mir.

Die Vision Frei Bettos

Gehöre ich zu denen, die versuchen, «uns einzureden, da nur das Negative zu sehen, wo es so viele Zeichen des Lebens gibt»? Oder liegt meine pessimistische

Einschätzung vielleicht daran, dass ich nicht fähig bin, die Wirklichkeit mit den *Augen des Evangeliums* zu lesen? «In der ganzen Bibel, vom ersten bis zum letzten Kapitel», schreibt Frei Betto in seinem Artikel «Kuba und die Gabe des Lebens» (Neue Wege, Februar 1993), «ist der entscheidende Gegensatz Leben und Tod.» Und nach diesem Gegensatzpaar, so seine Position, ist die Lage in Kuba zu beurteilen. Zu Recht verweist er darauf, dass der Kopf anders denke, je nachdem, wo die Füße stehen: «Der soziale und verstandesmäßige Ort meiner Betrachtung ist die Situation der Mehrheit unserer lateinamerikanischen und brasilianischen Bevölkerung.» «In dieser Optik», so Bettos Feststellung, «hat die kubanische Revolution aus der kleinen Insel der Karibik den einzigen Ort Lateinamerikas gemacht, wo das menschliche Leben für die ganze Bevölkerung biologisch und sozial möglich ist. Hier ist die grösste Gabe Gottes strukturell gesichert.»

Frei Betto hat recht, wenn er diesen grundlegenden Unterschied zu andern lateinamerikanischen Ländern herausstreicht. Es kann nicht darum gehen, diese grundsätzliche Feststellung durch Kritik an Details zu überdecken. Es muss aber gefragt werden, was diese soziale Sicherheit ermöglichte und ob die Bedingungen dafür immer noch bestehen.

Bettos Einschätzung der Situation Ku-

bas scheint mir sehr von der Sorge geprägt, die Errungenschaften des kubanischen Sozialismus ja nicht zu relativieren, weil dadurch die Misere Lateinamerikas ebenfalls relativiert würde. Skepsis hat hier den Geruch eines *Vorrechts der Verwöhnten*. Dabei bleibt aber Bettos Blick auf Kuba ein Blick aus der Vogelschau; die Klagen der Kubanerinnen und Kubaner scheint er nicht zu hören. Gewiss ist aus der Sicht derer, die von Abfällen leben müssen, die Klage über fehlendes Fleisch unverhältnismässig. Aber darf man sie deswegen einfach übergehen? Vor allem aber: Eine Analyse, welche die wirtschaftliche Situation ausser acht lässt, überspringt das wesentlichste Problem Kubas.

Ob Leben in Kuba weiterhin strukturell gesichert sei, gerade dies steht heute in Frage. Dass Castro nun den Besitz von Dollars legalisiert (und damit die Tendenz zur Zweiklassengesellschaft unterstützt), kann nicht anders denn als Ausdruck grosser *Ratlosigkeit* gedeutet werden. «Wann», so fragte er in seiner Ansprache am 26. Juli (dem vierzigsten Jahrestag der Erstürmung der Moncada-Kaserne), «wird der Tag kommen, da die Lebensmittelkarte verschwinden wird? Vielleicht werden ihn unsere Enkel oder Grossenkel erleben» (El País, 28.7.93). Ob dem sozialistischen Modell noch so viel Zeit zur Bewährung gegeben ist, daran ist heute leider zu zweifeln.

In Moskau ist ein marxistisches totalitäres Regime zusammengebrochen, nicht die marxistische Ideologie. Für deren Ideale des Internationalismus und sozialer Gerechtigkeit habe ich immer noch viel übrig. Die buddhistische Religion steht diesen Prinzipien sehr nahe. Und vergessen wir nicht: Das westliche kapitalistische System hat seine Schattenseiten, etwa die immer tiefere Kluft zwischen Reich und Arm. – Auf dem Feld der Wirtschaft bin ich nach wie vor Sozialist.

(Der Dalai Lama im Gespräch mit dem SPIEGEL, 6. September 1993)